



Bernhard
Schlink
*Die Frau
auf der Treppe*

Roman · Diogenes

Unternehmenszusammenschlüsse und -übernahmen – das war, worin ich gut war, wofür die Mandanten zu mir kamen und worum es in den Verträgen ging. Ich hatte über die Jahre die Punkte gelernt, die es zu bedenken, die Fragen, die es zu stellen galt. Ich bedachte immer wieder dieselben Punkte und stellte immer wieder dieselben Fragen. Probleme gab es nur, wenn die andere Seite zu tricksen versuchte. Aber ich hatte auch die Tricks gelernt.

Ich rief den Chef meiner Frankfurter Reiseagentur an. Es ^[35] war viel zu spät, ihn im Büro zu erreichen, aber ich erreichte ihn zu Hause. Er könne meinen Flug verschieben, aber nur auf ein anderes Datum. Wann ich denn fliegen wolle? Ich wisse es noch nicht? Dann verlege er ihn einfach um zwei Wochen, er könne ihn jederzeit weiter nach hinten oder wieder nach vorne verschieben. Er wünsche mir eine gute Zeit.

Ich zog den Anzug an, den ich gestern getragen hatte, knittrig und mit Gras- und Erdflecken. Plötzlich machte mir meine Entscheidung, nicht zu fliegen, Angst. Plötzlich erschienen mir die Rituale, denen ich beim Arbeiten und beim Heimkehren und beim Aufbrechen und in meiner Freizeit folgte, als das Einzige, was mein Leben zusammenhielt. Wie sollte ich ohne sie leben? Sollte ich – aber ich machte die Verschiebung meines Flugs nicht rückgängig.

Ich konnte den Tag nicht im Botanischen Garten verbringen, ohne in die Art Gallery zu gehen. Wieder stand ich vor dem Bild, und wieder machte die Frau mich verlegen. Nicht, weil sie nackt war, und nicht, weil sie mich an das erinnerte, was damals geschehen war. Sondern weil ich eine andere sah als die, der ich damals begegnet war und die ich bisher gesehen hatte. Wo hatte ich meine Augen gehabt?

Die Frau kommt auf dem Bild nicht die Treppe herab, um Klavier zu spielen oder Tee zu trinken, und auch nicht, weil ihr Geliebter sie unten freudig erwartet. Sie kommt die Treppe mit geneigtem Kopf und niedergeschlagenen Augen herab, als werde sie dazu gezwungen, habe sich aber dareingeschickt. Als habe sie widerstanden, den Widerstand aber aufgegeben, weil der, der Gewalt über sie hat, zu mächtig ist. Als könne sie nur noch mit Sanftmut, Verführung und Hingabe um Schonung werben. Wobei sie gewärtigen muss, einfach genommen zu werden. Oder möchte sie das sogar? Ohne es dem anderen oder auch nur sich selbst einzugestehen?

Ich habe einmal in einem Museum Bilder des neunzehnten Jahrhunderts von weißen Sklavinnen in arabischen oder türkischen Harems gesehen. Säulen, Marmor, Polster, Fächer, [37] die Frauen nackt, in lasziver Haltung und mit unergründlichen Augen. Kitsch, fand ich. War auch die Frau, die die Treppe herab- und mir entgegenkam, Kitsch? Ich weiß es nicht. Das Durcheinander von Gewalt und Verführung, Widerstand und Hingabe machte mich verlegen. Es war kein Terrain, auf dem ich Frauen jemals begegnet bin. Es passte nicht zu dem, wie ich Irene Gundlach damals erlebt hatte. Oder hatte ich damals alles falsch verstanden?

Ich mochte nicht darüber nachdenken. Zum Glück hatte ich das Buch und den Rotwein dabei. Ich lese keine Romane, sondern Bücher über Geschichte. Was wirklich geschehen ist, ist doch etwas anderes, als was Menschen sich ausdenken. Wenn wir von der Geschichte lernen, lernen wir von der Wirklichkeit, nicht von manchmal genialen, oft albernen Hirngespinnsten. Und wer meint, Romane seien farbiger als Geschichte, strengt seine Phantasie nicht an und stellt sie sich nicht vor: Cäsar, der Brutus wie einen Sohn liebt und von ihm erdolcht wird, die Azteken, die von den Krankheiten der Weißen heimgesucht und dezimiert werden, ehe sie ihnen im Kampf begegnen, die Frauen und Kinder, die im Gefolge von Napoleons Armee beim Übergang über die Beresina in den Schnee getrampelt oder ins eisige Wasser gestoßen werden. Tragödien und Komödien, Glück und Pech, Liebe und Hass,

Freude und Trauer – die Geschichte bietet alles. Romane können nicht mehr bieten.

Ich las über die Geschichte Australiens, die Sträflinge in Ketten, die Siedler, die Landentwicklungsgesellschaften, die Goldgräber, die Chinesen. Die Aborigines starben zuerst, weil sie angesteckt und dann, weil sie massakriert wurden, und schließlich nahm man ihnen die Kinder weg. Das ^[38] war gut gemeint, brachte aber viel Leid über die Eltern und die Kinder. Meine Frau pflegte zu sagen, das Gegenteil von gut sei nicht böse, sondern gut gemeint, und hätte sich bestätigt gefunden. Aber das Gegenteil von böse ist nicht böse gemeint, sondern gut.

Wie Gundlach vorausgesagt hatte, kam einen Tag später Schwind in die Kanzlei. Er kam direkt von Gundlach und saß mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen auf dem Stuhl vor meinem Schreibtisch. Er blieb so lange stumm, dass ich ungeduldig wurde. Auch als er anfang zu reden, hob er nicht den Kopf und löste nicht die Hände.

»Als ich kam, hing das Bild an der Wand. Ich zeigte Gundlach, was ich gemacht hatte, und er sah und lobte es. Dann holte er ein Taschenmesser hervor, klappte es auf, machte einen Schnitt in das Bild, klappte das Messer zu und steckte es in die Tasche. Ich hätte dazwischenfahren können; er machte alles mit großer Ruhe. Aber ich war wie gelähmt. Dann sagte er lächelnd: ›Das bringen Sie rasch wieder in Ordnung.‹ Er hat recht, der Schnitt ist klein und in der Treppe. ›Aber zur Ruhe kommen Sie erst, wenn Sie das Bild wiederhaben und ich wiederhabe, was mein ist. Gehen Sie zu Ihrem Anwalt, und lassen Sie ihn einen Vertrag machen.‹ Ich fragte: ›Einen Vertrag?‹ Er sagte: ›Es muss alles seine Richtigkeit haben.‹«

Er sah auf und sah mich an. »Können Sie das? Einen Vertrag machen, dass ich das Bild wiederkriege und er Irene?«

Ich sagte nichts, aber er las in meinem Gesicht mein Entsetzen.

[40] »Ich muss das Bild wiederhaben, ich muss. Meinen Sie, ich lasse es Gundlach, dass er es wieder beschädigt? Oder dass er es zerstört? Ich hätte es ihm nicht verkaufen dürfen, ich hätte, als Irene und ich miteinander anfangen, die Anzahlung zurückgeben und das Bild mitnehmen sollen. Ich war dumm, mein Gott, war ich dumm. Ich weiß jetzt, ich kann nur malen, wenn ich auch entscheiden kann, was mit meinem Bild geschieht. Manche Bilder habe ich zerstört. Weil sie nicht gestimmt haben. Dieses Bild stimmt. Eines Tages wird es im Louvre oder im Metropolitan Museum oder in der Eremitage hängen. Sie glauben mir nicht? Sie haben recht, vielleicht brauche ich Geld und bin froh, wenn ich das Bild nach Berlin oder München oder Köln verkaufen kann. Dann wird eben ein anderes Bild von mir im Metropolitan Museum hängen. Und eines Tages wird es in New York eine Ausstellung mit meinen größten Werken geben, für die Berlin das Bild nach New York ausleihen wird.« Er redete immer aufgeregter, hob und senkte, spreizte und ballte wieder die Hände. Plötzlich lachte er. »Vielleicht komme ich zur Eröffnung der Ausstellung und erinnere mich an Sie, wenn ich das Bild sehe.« Er lachte weiter und schüttelte den Kopf.

Dann regte er sich wieder auf. »Aber das Bild kommt nicht nach New York, ohne dass

Berlin mich fragt, ob ich einverstanden bin. Ich verkaufe nie mehr ein Bild, ohne mir die Entscheidung vorzubehalten, was mit ihm geschieht, an wen es verkauft, an wen es ausgeliehen wird. Sie denken, darauf lassen sich die Käufer nicht ein? Die Käufer werden sich um meine Bilder reißen und auf alles einlassen, was ich verlange. Sie glauben mir nicht, ich weiß. Sie glauben nicht, dass eine kleine Skizze, die ich Ihnen auf Ihren Block zeichne, [41] Sie eines Tages reich machen würde. Sie lassen sich lieber von Irene bezahlen. Sie halten mich für einen, der nicht begabt genug ist oder nicht beharrlich genug, oder Sie finden mich zu verschoben für den Kunstmarkt.« Ich wollte widersprechen, aber er ließ sich nicht unterbrechen und winkte ab. »Wenn er abstrakt malen würde, denken Sie, oder wenigstens so wie Warhol. Suspendosen oder Colaflaschen oder Marilyn Monroe – das gefällt Ihnen, geben Sie's zu, das gefällt Ihnen. Hier im Büro haben Sie alte Stiche hängen, und zu Hause haben Sie Warhols Goethe oder Beethoven, weil Sie zeigen wollen, dass Sie Bildung haben, aber nicht altmodisch sind, sondern aufgeschlossen für alles Moderne. Ist es nicht so?«

Sein Ton war verächtlich, sein Blick feindselig. Ich wollte erklären, was für Bilder in meiner Wohnung hingen und warum, aber dann fand ich, es gehe ihn nichts an und er könne von mir halten, was er wolle. »Ihr Bild ist Ihnen wichtiger als Ihre Freundin?«

»Sie haben keine Ahnung, wovon Sie reden. Was verstehen Sie von meinem Bild? Was verstehen Sie von der Frau? Nichts, vom Bild nichts und von der Frau nichts. Vielleicht möchte sie wieder zurück zu ihrem Mann. Zu dem Komfort, den er ihr bietet, mit Bediensteten, Reisen, Reiten, Tennis, Geld. Haben Sie sich das gefragt? Was macht sie, wenn ihr Geld aufgebraucht ist und meine Bilder noch nichts bringen? Als Bedienung arbeiten? Als Putzfrau? In der Fabrik? Und was geht Sie das alles überhaupt an?«

»Ich soll einen Vertrag machen. Einen abartigen Vertrag. Sie fragen, was mich das angeht?«

»Nun mal langsam. Irene Gundlach ist eine erwachsene [42] Frau. Was immer Sie aufschreiben, was immer ihr Mann und ich unterschreiben – sie kann machen, was sie will. Wenn ich ihr sage, dass es aus ist, und wenn er ihr sagt, dass sie wieder ihm gehört, kann sie ihm sagen, dass er zum Teufel gehen soll, und mir, dass sie mir nicht glaubt. Nein, erzählen Sie mir nichts von abartig. Zwei Männer sind in ein Schlamassel geraten und wollen es in Ordnung bringen, und ob es tatsächlich gelingt, liegt in der Hand der Frau. Eine alte Geschichte.«

Über den letzten Sätzen hatte er sich beruhigt. Er war schroff, aber beherrscht. Er stand auf. »Ich bin mit allen Modalitäten einverstanden. Lassen Sie ihn entscheiden, wann und wo und wie geschehen soll, was geschehen muss. Sie wissen, wie Sie mich erreichen.«